

Gedanken zu den Bildern von Georges Victor - Hugo

Bild Nr. 19 (Maximilian Klinge)

Stille!

Absolute Schwärze!

Tod und Kummer, Seuche und Verhängnis

Schicksal und Bestimmung neben

Ungewissheit und Vergänglichkeit.

Das Ende

Aufrichtung und Neubeginn

Mühe und Arbeit, aber

Freude und Verwirklichung!

Ein Teil Ewigkeit.

Der Anfang

Mord und Untreue, Hass,

Angst und Begierde,

Sieg, Niederlage,

Tod und Verlust.

Der Krieg

Genozid und Abartigkeit,

ultimative Disziplin, aber

Erfolglosigkeit, Gier und

Zerstörung.

Der Nationalsozialismus

Bild Nr. 23 (Sophie Tietz)

Ich höre einen Knall, ein lautes Zischen. Schlagartig fliegen Massen von Asche vor mein Gesicht. Ich kann es nicht realisieren; Realisieren war schon immer meine Schwäche. Wenn ich es schaffe, ist es eh immer schon zu spät. Als sie uns in der Schule einredeten, für das Vaterland zu sterben sei eine Ehre, glaubte ich ihnen auch. Ich war doch so naiv. Ich realisierte nicht, dass sie uns nur manipulieren wollten, weil es ihnen an Soldaten mangelte. Ich verstehe es nicht, woher kommt diese ganze Asche? Plötzlich höre ich Schreie. Solche Schreie habe ich noch nie zuvor gehört, in meinem Leben noch nie. Wie aus dem Nichts packt mich eine Hand. Ich merke, dass es die meines Kameraden ist. Nun rennen wir, ich drehe mich um, und ich sehe es. Eine Explosion. Ich renne, ich renne immer schneller. Ich renne um mein Leben. Noch nie zuvor habe ich gespürt, was es heißt, um sein Leben zu rennen. Ich spüre die Schweißtropfen mein Gesicht hinunterlaufen. Mein Atem stockt. Mein Hals brennt. Ich kann nicht mehr, ich spüre, dass ich falle. Ich schaue auf den Boden. Unter meinen Füßen liegen Leichen. Nicht eine, nicht zwei, nein, Tausende. Sie durchlöchern mich. Nicht nur mein Gewissen; sie durchbohren meine komplette Seele. Da sind sie wieder, diese Schreie. Ein Krächzen, ein Ruf, ein Wunsch nach Leben, der Erlösung nahe zu sein. Dieser Schrei, der die Seele aus dem Körper befreit. Ich kann einfach nicht weghören. Es geht nicht. Egal, wie weit und wie schnell ich renne, der Schrei wird immer lauter und lauter. Es ist, als ob der Schrei mich verfolgen und schließlich verschlingen würde. Ich leide, aber wie kann man nur unter einem Geräusch derartig leiden? Ich nehme den Schrei so lange wahr, bis ich merke, dass es mein eigener ist.

Bild Nr. 27 (Emili Schwarzkopf)

Ein Soldat. Auf dem Gewissen eine große Menge von Menschen. Unschuldige Menschen. Menschen, die zu alt oder zu krank waren, um sich selber zu helfen. Menschen, die ihr eigenes Leben für ihre Familie, für ihre Freunde oder für ihre Geliebten opferten. Menschen, die sich für ihre eigenen Kinder, Geschwister, Eltern vor die Kugel warfen. Unschuldige Menschen. Und diese Soldaten. Sie glauben, sie tun das Richtige. Kämpfen, Töten, von vorne. Sie sind stolz. Denn solange sie unschuldige Menschen leiden und sterben sehen, werden sie von den anderen Soldaten geehrt. Sie tragen immer mehr Stolz in sich. Doch das einzige, was sie mit ihrem Tun erreichen, ist, dass sie das Leben von denen zerstören, die es verdient haben, zu leben. Sie verdienen es, ihr Leben zu genießen. Sie verdienen es nicht, früh unschuldig zu sterben.

Bild Nr. 28 (Lina Biebrich)

Zwei Menschen, zwei Leben, ein Schicksal - der Tod

Ihr kämpft für's Vaterland, haben sie gesagt.

Ihr erntet den Ruhm, haben sie gesagt.

Wir holen den Sieg, haben sie gesagt.

Tod den Gegnern, haben sie gesagt.

Ihr seid bald wieder zu Hause, haben sie gesagt.

Alles Lügen.

Keiner hat uns gesagt, dass wir jahrelang weg sein werden.

Keiner hat uns gesagt, dass alle Kameraden sterben werden - vor unseren Augen.

Keiner hat uns gesagt, dass wir nachts, wenn wir 'mal schlafen, die Gesichter unserer zerfetzten Kameraden vor Augen haben.

Keiner hat uns gesagt, dass es nichts geben wird, für das sie uns ehren können.

Wir sind nicht einmal mehr stolz darauf, für das Vaterland zu kämpfen. Es ist ein Kampf für das Vaterland - es ist ein Kampf gegen die Menschheit, ein einfaches Abschlachten. Keiner gewinnt, es gibt nur Verluste.

Und jeden Tag kommen neue Soldaten, noch scharf darauf, dem Vaterland zu dienen und die Gegner zu ermorden.

Die Soldaten, die neu kommen, werden immer jünger. Sie könnten unsere Kinder sein.

Nein, es sind unsere Kinder. Die Kinder unseres Vaterlandes.

Bild Nr. 48 (Nadja Kasolowsky)

Wir waren Tausende und doch allein. Um uns herum liefen unsere Kameraden und doch waren wir einsam. Letztendlich kämpfte jeder nur für sich, denn jede Freundschaft, die man schloss, konnte mit dem nächsten Tag beendet sein. Das eigene Leben konnte beendet sein. Wir waren allein mit unseren Sorgen und Ängsten. Tausenden von Ängsten.

Die Landschaft spiegelte unser Innenleben wider. Einsam. Trostlos. Verlassen. Von Gott und der Welt verlassen, fast, als wäre es eine andere Welt Eine andere Welt ohne Hoffnung. Glaube, Liebe, Hoffnung - diese drei alten Grundsätze zählten nicht mehr. Und doch waren sie wichtiger denn je, um hier überleben zu können.

Wir hatten unser Leben hinter uns gelassen, um in einen Krieg zu ziehen, der im ersten Augenblick ehrenhaft für unser Vaterland war, sich nach längerer Betrachtung jedoch nicht als unser Kampf entpuppte. Denn waren die Menschen, die wir töteten, nicht ebenso Einsame mit denselben Gefühlen wie wir? Liefen sie denn nicht durch dieselben kargen, verlassenen Landschaften - Weiten, die von Trostlosigkeit zeugten?

Wir waren Tausende und doch allein. Über uns erstreckte sich ein Himmel, doch hatte er nicht die Weite wie daheim; hier wirkte er schwer und erdrückend, wie ein Gewölbe, das uns zwang, für immer hier zu bleiben und zu sterben. Der Horizont bot keine Hoffnung mehr, sondern war nur ein Zeichen für die Endlosigkeit dieser Weiten, die uns gefangen zu halten schienen. Die Bäume trugen keine Blätter, es gab hier kein Leben. Wir waren Eindringlinge, die in dieser Welt gefangen genommen wurden, um zu sterben.

Zuhause erschien fern, so fern. Die Wärme und Geborgenheit der Heimat schien eine verblasste Erinnerung vergangener und nicht zurückkehrender Zeiten zu sein. Mit Wehmut dachte man an die Lieben - zurückgelassen und jetzt so fern. Der Gedanke an die Heimat schien fremd, hier, wo es weder Wärme noch Geborgenheit gab. Nur Hoffnungslosigkeit, Trostlosigkeit, Verlassenheit. Dass jemals ein Mensch zuvor hier durchgegangen war, erschien fremd. An die Zukunft vermochte keiner denken zu wollen. Daran zu denken, was vor uns lag, spiegelte die Trostlosigkeit der Umgebung wider.

Und an niemanden konnte man sich wenden. Wir liefen schweigsam, jeder allein mit seinen Gedanken.

Wir waren Tausende und doch allein.